



Beischrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 4.

Erscheint in monatlichen Nummern.

36. Jahrg.

Laufende Nr. 402.

Hirschberg, den 1. April 1916.

Band XV.

- | | | |
|--|---|--|
| <p>1. Der Hauptvorstand des R.-G.-V.: Schulrat Josef Wurm (Trautenau) †.</p> <p>2. Seydel, Der Hauptvorstand des R.-G.-V. Zur Beachtung.</p> <p>3. Dr. Paul Kroll, Professor (Kalenke-Berlin): Die Dolomitenstraße und der Krieg (Fortsetzung.)</p> <p>4. Geh. Sanitätsrat Dr. Baer (Hirschberg): Zum Brande der Hiltz Schleifischen Baude. (Aus der „Schlef. Ztg.“)</p> | <p>5. Geheimrat Dr. Neumann (Breslau): Streifzüge durch die Grafschaft Glatz.</p> <p>6. Wilhelm Hannich (Friedrichswalde bei Gabeln): Geologisches aus dem Riesengebirge.</p> <p>7. Dr. Rosenberg, Professor, (Hirschberg): Vom Gebirge. (Die Bataille auf der Schneekoppe. — Prof. Dr. Zacharias. — Einst und jetzt im R.-G.-V. — Der mons idealls.)</p> | <p>8. Abiturz im Hochgebirge.</p> <p>9. Kurt Delbrück „Frau Helternich und Tante Minchen.“</p> <p>10. Wilh. Crüger, Lehrer u. Kantor, (Wingendorf): Tages- und Ferienwanderungen während der Kriegszeit im Riesengebirge und seinen Vorbergen.</p> |
|--|---|--|

Am 11. März starb zu Trautenau im 84. Lebensjahr

Herr Schulrat Josef Wurm,

ehemals Direktor der Staatsoberrealschule in Trautenau, Ehrenbürger dieser Stadt. Uns stand er nahe als Vorsitzender des Oesterreichischen Riesengebirgsvereins, ein Amt, das er seit 1889 nahezu 25 Jahre bekleidet hat.

Mit kluger Hand, zielbewußt, mit vornehmer Würde und Sachlichkeit wußte er diesen Verein in treuem Zusammenwirken mit uns zu leiten.

Deutsch war sein Herz, deutsch war sein Wesen. In jahrelangem persönlichen Verkehr war er uns ein lieber hochverehrter Freund geworden; wir werden seiner nicht vergessen.

Hirschberg, den 20. März 1916.

Der Hauptvorstand des R.-G.-V.

Seydel.

Zur Beachtung.

In der Sitzung des Hauptvorstandes am 12. Februar d. J. wurden von den Anteilsschuldscheinen, die wir für die Zwecke unseres Museumsbaues ausgeben haben, ausgelöst die Nummern:

1, 2, 8, 13, 25, 50, 51, 85, 92, 128, 143, 189, 205, 209, 215, 236, 260, 276, 289, 291, 304, 357, 364, 365, 408, 532, 544, 563, 572, 575, 577, 593, 594, 596, 612, 631, 678, 690, 704, 728, 733, 739, 758, 763, 792, 798, 799, 850, 859, 864.

Die Zahlung der auf diese Schuldscheine entfallenden Beträge erfolgt durch unseren Schatzmeister, Herrn Goldschmiedemeister Vogel, hier, Schildauerstraße 10, gegen Aushändigung des betreffenden Schuldscheins.

Hirschberg, den 16. März 1916.

Der Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins.
Seydel.

Die Dolomitenstraße und der Krieg.

Von Prof. Dr. Paul Krollid, Halensee-Berlin.

(Von der Zensur nicht beanstandet.)

(Fortsetzung.)

Aus dem venezianischen Kriegslager zwischen Feltre und Belluno führt an der Piave entlang eine breite Fahrstraße nach Caprile di Cadore, das starke und umfangreiche Angriffswerke hat. Hier trennt sich der Weg nach Cortina von den zwei Straßen, die zunächst gemeinsam, später getrennt, über den Misurina-See und Schluderbach, andererseits über den Kreuzberg und Sengen die Verbindung nach dem Pustertal herstellen. Auf diesen Wegen mußte ein siegreicher Durchbruch des Schweißes der Edlen wert sein. Aber die Kämpfe um den Scheitelpunkt des Sengener Tales, den 1638 m hohen Kreuzberg und die Pfannspitze (2679 m), um den Cavaredo- und den Paternsattel (2450 m) am Ostfuß der Kleinen Zinne zeigten die Schwäche des Gegners. Leider wurde die berühmte Dreizinnenhütte dabei das Opfer italienischer Granaten. Die heftigen Gefechte der Mai- und ersten Junitage brachten die Österreicher sogar in den Besitz des wichtigen Monte Piano (2325 m) und warfen den Feind an den Misurina-See zurück. Auch spätere Liebeswerbungen der Alpenjäger um die Höhe und die zerklüfteten Steilwände fanden kein ergebnisvolleres Entgegenkommen.

Gleichzeitig war Schluderbach die heiße Sehnsucht, die Cadornes Herz erfüllte. Der offenere Eingang vom Misurina-See her durch das Popenatal schien einem erfolgreichen Angriff günstig. Aber die Flammen des Waldes, von österreichischen Granaten entfacht, beleuchteten bald den Rücken der Welschen. Eine ebenso schwere Bedrohung war die Stoßkraft des Feindes, die von verschiedenen Stellen aus auf denselben Brennpunkt berechnet war. Nur ein ungeredtes Vorurteil wird die Bergleistungen der kühnen, abgehärteten Alpenjäger unterschätzen. Vom Salzarego-Paß an der weiteren Dolomitenstraße westlich von Cortina drang eine Abteilung den Col dei Bos (2547 m) hinauf in das Travenanzes-Tal ein. Aber ein kurzes Feuergefecht bei Ponte alto in der Nähe von Peutelsstein warf sie zurück. Eine

Mittelgruppe in Stärke einer Division brach von Cortina auf der breiten Straße ebenfalls gegen Peutelsstein vor, vermochte aber den Widerstand der Tiroler bei San Paves nicht zu brechen und zog sich schließlich fluchtartig unter erheblichen Verlusten zurück. Ebenso vergeblich war ein östlicher Angriff von Tre Croci aus am Abhang des Monte Cristallo vorbei. Dort steigt das Val grande auf Ospitale herab. Aber jenseits, am Eingang des Gottrestales, mußte der Vorstoß zurückfluten. Der schöne Traum des gedachten einheitlichen Zusammenwirkens und eines Spazierganges nach Toblach war im Mißerfolg getrennter Gefechte zerronnen. Hoffentlich trifft die Wahrheit eines Ausspruches von Garibaldi seine übermütigen Landsleute bis tief in die Knochen: „Ich habe Sizilien mit 1000 Mann, Neapel mit 20 000, in Tirol aber mit 50 000 Mann nicht einmal zwei Berge erobert.“

Von Cortina wandern wir weiter. In Windungen, von abkürzenden Richtwegen durchschnitten, steigt die Dolomitenstraße dann aufwärts. Vor einem Felsdurchbruch dort oben empfängt man den Abschiedsfuß einer blendenden Schönheit. Lichtungen und Wälder nehmen uns abwechselnd auf. Zu Linien ragen als Wahrzeichen der Gegend die abenteuerlichen Gestalten der Cinque Torri, ein Häuflein riesiger Würfel und Trümmer, geborsten und überhängend, empor, zur Rechten die gewaltigen Wände der Tofana. Bald breitet sich die lichte Höhe des Salzarego-Passes (2117 m) vor uns aus. Nur dürftiges Gras und dürftiger Wald mit Knieholz bedecken den Boden. Schon um 5 Uhr nachmittags war es empfindlich kalt geworden; Nebel stiegen auf und verhüllten die Bergespitzen. Kühe und Pferde weideten umher trotz des Schneegestöbers, das am Abend ansetzte, und noch in der Nacht hörte ich die Glöckchen der Tiere, die den ganzen Sommer da draußen bleiben trotz der Kälte und der Schauer der Nacht.

Es scheint, als ob die Übermacht der Italiener sich einer weiten Strecke der Dolomitenstraße bemächtigt hat. Der Salzarego-Paß hat auch militärische Bedeutung. Ein Saumpfad führt an der Festung Trai Sassi, wo Scharmüchel stattfanden, in das Abteital und nach Enneberg und von dort durch enge Schluchten nach Bruneck im Pustertal. Den mißglückten Vorstoß auf Peutelsstein von hier aus haben wir bereits erwähnt.

Vom Paß aus schweift frei der Blick nun vorwärts über den gähnenden Abgrund der Latscha und über die grünen Buchensteiner Alpen bis zu den glänzenden Gletschern und Schneefeldern der wahrhaft königlichen Marmolata. Einer der wunderbarsten Ausblicke. „Dorn“, sagt K. S. Wolff, „der düstere Cavavulkan mit seinem dräuenden, pechschwarzen Schlund, einem niedergetretenen Dämon vergleichbar, und nicht weit von diesem unheimlichen Gesellen, aus ätherblauen Sphären majestätisch auf ihn niederblickend, die erhabene Dolomitenfürstin in ihrem schimmernden Hermelin“. Die neue Straße steigt den Abgrund hinunter durch die Bergwälder des Tales. Fast schien es unmöglich hinauf zu gelangen. Aber in langausgehenden Kehren schmiegt sie sich

den Schroffen an, hängt hoch an der lotrechten Wand und erkämpft sich endlich, von hohen Stützmauern getragen, den Aufstieg durch die Wände, an einer Stelle die felsigen Ausläufer des Nuwolau in einem 55 Meter langen Kehrtunnel durchbrechend. Zwischen den Bäumen taucht gespenstisch die verfallene und unsagbar wilde Ruine der Burg Buchenstein auf hohem Felsen hervor, angeblich noch aus der Zeit der Goten herstammend, in früheren Jahrhunderten der Sommersitz der Bischöfe von Brixen.

Es hatte sich abgerechnet. Ein klarer Sonntagsmorgen lagerte taufrisch auf der Landschaft. Zur Rechten starrt senkrecht die hohe Felsmauer des jetzt oft erwähnten Col di Lana empor. Zur Linken schäumt in schwindelnder Tiefe der Cordevole, ein Nebenfluß der Piave, durch hinabgesunkene Schluchten sich windend. Die Abhänge aber, namentlich die der Südseite zugekehrten, sind anmutig grün, fruchtbar und mit zahlreichen, weißen Häusergruppen besetzt. Am rechten Ufer läuft bereits die italienische Grenze, und ein malerisches Kirchlein da drüben, mitten in den Matten, von dem eben die Töne des Glöckchens vom Südwinde leise herübergeweht werden, liegt schon im welschen Gebiet. Über den Wiesen und Getreidefeldern steigen die Waldlehnen auf und über diesen ein Chaos von verworrenen Bergschlünden, aufragenden Felsköpfen und abschüssigen Hängen. Fast jeder Schritt bringt einen Wechsel in der unvergleichlichen Szenerie. Denn plötzlich weit drüben, wo aus dem schaurigen Labyrinth ein wegsames Tal nach Süden sich zieht, trifft ein helles Blitzen unser Auge. In idyllischer Ruhe liegt dort der blanke Spiegel des 2 km langen Alleghe-Sees. „o bello il lago, nou grande, ma longo“, (o schön ist der See, nicht groß, aber lang); das war die Antwort eines alten Bauern auf meine Frage. Dieses kurze Lob aus nüchternem Bauernmunde wiegt einen Wortschwall von Redensarten auf. „Allein die Gegensätze und der Formenreichtum dieser unvergleichlichen Szenerie, sagt K. F. Wolff, sind noch nicht erschöpft, denn über dem See schwingt, in seiner grünen Flut sich spiegelnd, die lange Fackelreihe der Civetta sich auf (3220 Meter)“, augenblicklich auf ihren Schneefeldern von den Strahlen der Sonne wie ein Lichtmeer übergossen, „einer der schönsten und stolzeften Dolomitenberge — gekrönt von scharfen Graten und wildstarrenden Zinnen.“

Eine Biegung des Weges, und vor uns liegt Pieve in Buchenstein (di Civina longa) in seiner eigenartigen Anlage, wie ein Vogelnest in lustiger Höhe (1475 Meter) an einem Gehänge nistend, das in einer Neigung von 45 Grad sich senkt. Man denke sich ein Dorf zu beiden Seiten des Schienenstranges hoch oben zwischen Hartenberg und Nieder-Schreiberhau. Vier bis fünf Stockwerke hoch türmen sich nach der einen Seite die schmalen Häuser auf, und die einzige, enge Hauptgasse läßt nur mit knapper Not ein Gefährt hindurch. Vom Balkon des einen Hauses zum andern hinüber könnte man sich die Hände schütteln. Von den nach Süden gelegenen Fenstern der Häuser blickt man in den jähen Abfall der Cordevole-Schlucht. Ein kleiner Platz vor der Kirche ist der einzige größere ebene Fleck im Dorfe und der

Mittelpunkt des Verkehrs. Er scheint nach Süden zu noch künstlich aufgeschüttet zu sein, denn senkrecht fällt die Kirchhofsmauer ins Tal hinab. Hier steht ein Denkmal der Katharine Lanz, jener Heldenjungfrau, die in den Franzosenkriegen in der Schlacht bei Spinges 1797 die wankenden Landesverteidiger von neuem in den Kampf und zum Siege führte. Es ist eine kraftvolle Gestalt, voller Bewegung, an den Sockel mit dem hölzernen Kreuzifix gelehnt, dem Zeichen des Glaubenskampfes gegen die republikanischen Gotteslästerer, in der Rechten die Mistgabel, die Waffe, die sie im männermordenden Streite geführt.

Doch jetzt ist das bleiche Gespenst der Zerstörung in grellem Flammenschein durch den anmutigen Ort geschritten. Nach italienischen Mitteilungen hat ein durch das Feuer der österreichischen Geschütze hervorgerufener Brand Pieve einschließlich der alten Kirche fast vollständig zerstört und so den frierenden Südländern, die sich dort einnisten wollten, das Behagen des wärmenden Herdes verdorben.

Von Andraz nach Arabba (12 km) führt der Weg fast eben am überhängenden Col di Lana entlang. Eine graue, unscheinbare Masse zeigt sich plötzlich dort oben. Es ist ein österreichisches Sperrfort, und deutlich sieht man in der klaren Luft die Silhouette der auf und abwandellenden Schildwache. „Im Frühjahr haben's hier halt schrecklich geschossen“, meinte ein Bäuerlein. Bei einer Krümmung steht unmittelbar ein kleines Bollwerk. Zwei eiserne Gitter und ein Netz von Stacheldraht verwehren den Zugang. Bald ist Arabba (1603 Meter, also gleich der Höhe der Schneekoppe) erreicht, ein kleines Dörfchen, mit seinen Wirtschaften auf nicht zu großem Wiesenplan gelegen. Wie fast überall in dieser Gegend, so hat auch hier der leidige Nationalitätenstreit ein deutsches und ein italienisches Gasthaus gezeitigt.

Auch an dieser Stelle, wo nach Norden eine Fahrstraße durch Campo longo ins ladinische Enneberger Tal und Bruneck, nach Süden ein Steig zum heißumstrittenen Sedajapaz führt, glauben die Sieger von Magenta und Solferino die Früchte eines Durchbruchs reifen zu sehen. Bevor wir aber den Verlauf dieses Kampfes in kurzen Zügen hier schildern, sei die Eigenart des Hochgebirgskrieges an der Hand der anschaulichen Schilderungen von Dr. Jos. C. Wirth gekennzeichnet. „Über Gipfel und Hochebenen, durch die Regionen der Felsen und Gletscher ziehen sich die fast ununterbrochenen Reihen von Schützendeckungen, von der Adria bis zum Stilsjer Joch. Stunden um Stunden dauert der Weg vom Talgrund bis hinauf zu dem in den Stein gesprengten Graben, der die eigentliche Stellung darstellt. Da gibt es keine „Gulyasfanonen“, keine mit einem reichen Wagenpark ausgestatteten Hilfsplätze knapp hinter der Front, von denen aus jeder Verwundete rasch und verhältnismäßig bequem in das nächste Spital geschafft werden kann. Hier werden die Verwundeten auf den schmalen Klettersteigen mit unsäglich Mühe auf Zeltblättern zu Tale getragen. Viele Stunden, manchmal mehrere Tage dauert so ein Transport. Dabei kommt es darauf an, die Wege so zu wählen, daß sie der Sicht des Gegners verborgen bleiben. In den

Hochalpen gibt es keine Verbindungsgräben, keine deckenden Wälder; hier ist alles frei und offen und die Auswahl der Wege gering. Auf hohe günstig gelegene Punkte müssen Geschütze gebracht werden, koste es, was es wolle. Pferde kann man dabei nur in den seltensten Fällen verwenden. Die in ihre Bestandteile zerlegten Kanonen werden auf Holzschlitten festgebunden und von den braven Soldaten durch unheimlich steile, steinige Hohlwege, über glatte Alpenwiesen und Schuttfelder in die Höhe gezogen — Schritt für Schritt, Meter für Meter, manchmal in 36stündiger, ununterbrochener Arbeit. Auf den Kehren der Fahrstraßen rattern schwere, eiserne Karren, mit drei breiten Rädern, zwei großen und einem ganz kleinen vorn in der Mitte, die Höhen hinan. Und an das kleine Wägelchen sind sechs schwere Pferde gespannt, die die Last keuchend und schweißtriefend nach aufwärts ziehen. Je drei Granaten sind auf einem solchen Karren festgefettet — soviel und nichts mehr können die sechs Pferde auf den Berg hinaufschleppen. Lebensmittel und leichtere Munition werden durch Tragtiere, im Gänsemarsch, auf schmalen Karrenwegen und steilen Saumpfaden, weiter oben dann durch einzelne Träger mühsam befördert. Das sind die physischen Leistungen, die der Krieg in den Alpen von Mensch und Tier fordert. Und wehe dem Zuge, der sich auf solchem Kletterpfade an der gegenüberliegenden Felswand nicht sorgfältig genug dem Falkenauge des Gegners verbirgt. Ein einziger, wagerechter Strich mit dem Maschinengewehr, ein kurzes, rasch verstummtes Knattern — und wie es einmal geschehen ist — ein ganzer italienischer Zug von etwa vierzig Tragtieren stürzte in die gährende Tiefe.“

Schreckenregender noch wird das Ringen mit der Natur in der Kälte und dem Neuschnee des Winters, wenn Notwendigkeit und Pflicht, Wagemut und Opferfreudigkeit die Streifwachen zu jenen gefährvollen Höhen treiben, wo in überdeckten Gletscherspalten oder im Sturz der Lawinen der weiße Tod auf sie lauert.

Das Gebot der Stunde fand das ganze Volk der Tiroler zur Wacht bereit in diesen Bergen, die seine Heimat sind, für Haus und Herd, für Frau und Kind. „Während die Mutter die Felder bestellte, der Vater gegen die Russen foht, zog der Großvater mit dem Enkel gegen den neuen Feind. Es ist ein wetterfestes, schußsicheres Geschlecht. Jeden Sonntag haben sie sich auf den Schützenständen geübt. Das ist ihr Vorrecht von Alters her. Gnade dem Alpino, der unvorsichtig den Kopf aus seiner Deckung steckt: Die Standschützenkugel sitzt ihm sofort zwischen den Augen. Aber es gibt schwere und böse Stunden in den Felsen der Hochalpen, wenn die italienischen Granaten in die Stellungen sausen, daß ein Regen von Steinen und Eisenstücken, auch bei Fehlschüssen, vernichtend niedergeht. Da fliegen die Steinsplitter im weiten Umkreis umher, und die Wunden, die sie mit ihren scharfen Kanten reißen, sind fast immer schwer und außerordentlich schmerzhaft. In solchen Stunden heißt es dann stillliegen, die Zähne fest zusammenbeißen und in notdürftiger Deckung verharren, bis das Ungewitter sich verzieht. Kommen wird doch

einst der Tag, so hofft man vertrauensvoll, da die Faust des Rächers den Verräter vollends zu Boden schmettert.“
(Schluß folgt.)

Dr. Baer (Hirschberg): Zum Brande der Alten Schlesischen Baude. Mitten hinein in die Vorfreude zum Weihnachtsfest schrillte die Nachricht, daß in der Mittagstunde des 23. Dezember die Alte Schlesische Baude im Riesengebirge vollständig niedergebrannt sei. Wie manchem Bergwanderer mag da neben dem Gefühl aufrichtigen Bedauerns die Erinnerung an genutzte Sommertage aufgefliegen sein, da er entweder von der Waldduylle des Kochelfalles aus längst der Dove-Wiese den Leiterweg freuzend, und endlich auf schwanter Brücke die „Obere Kochel“ überschreitend, auf diesem alten Baudenwege die einfach gebliebene Gaststätte erreichte, oder von Schreiberhau-Marienthal aus auf dem neuen Wege durchs Reifsträgerloch an den Kuckuckssteinen vorbei zum selben Ziele emporstimmte. Bis vor etwa fünf Jahren konnte man hier noch etwas von der alten Baudenstimmung genießen. Denn wer die vorgebaute Glasveranda verschmähte, durfte in die geräumige, niedrige, von gebraunten Blockwänden umschlossene Gast- und Familienstube mit der niedrigen Balkendecke eintreten und am selben Tische mit der Familie des Wirts sitzen, während, wenn die Tür nach dem Flur sich öffnete, der warme Broden des Kuhstalles hereinschlug. Damals war hier der Gasthausbetrieb noch Nebensache, wenn man auch Kaffee, Milch, Eier, Butter und Käse, selbst böhmisches Bier und einige Schnäpfe bekam; das Hauptgewicht lag auf dem altgewohnten landwirtschaftlichen Betriebe. Denn eine ungemein fruchtbare Wiese — der „Baudengarten“ — erstreckte sich unterhalb des Hauses, zwischen oberer Bannwald- und unterer Knieholzgrenze, auf schräger Fläche bis fast hinab zur Kochelbrücke und lieferte der Kuh- und Ziegenherde ein aus üppigem Gras und würzigen Kräutern bestehendes reichliches Futter, das auch als Heu aufbewahrt für den Winter genügte. Aber der steigende Wanderverkehr machte einen Umbau unerlässlich, und man kann wohl sagen, daß er der Umgebung angepaßt und in geschmackvoller Weise ausgeführt wurde. Nun ist alles, Haus und Stall, im Schneesturm ein Raub der Flammen geworden. Ein Glück, daß der Brand am hellen Tage stattfand und von einem Bergsteiger bemerkt wurde. So konnten die Bewohner wenigstens ihr Leben und das Vieh, bis auf eine Ziege, retten. An Löschung des Feuers, das in dem Holzwerk und dem aufgestapelten Heu überreiche, rasch verzehrende Nahrung fand, war gar nicht zu denken. So ist die Alte Schlesische Baude jetzt von demselben Geschick ereilt worden, wie am 1. April 1906 die Hampelbaude, mit der sie an Lage und Bedeutung für den Verkehr die größte Ähnlichkeit besitzt. — Wenn ein Mann von einiger Bedeutung das Zeitliche gesegnet hat, dann widmet ihm die Öffentlichkeit einen Nachruf, der über seine Herkunft, seine Lebensschicksale und seine Stellung in der Welt Kunde gibt. Ich will versuchen, diese letzte Ehre auch der Alten Schlesischen Baude zu erweisen. Die Höhen unseres Riesengebirges sind ohne Zweifel von der böhmischen Seite her besiedelt worden, denn hier erhob sich das Land von seiner Mitte aus ganz allmählich zum Rande des Kessels empor, um dann auf der schlesischen Seite sehr steil zum Hirschberger Tal abzufallen. So beträgt drüben die Steigung der Böschung etwa 2 Prozent, hüben aber 10 Prozent. Aber während bei Melnik, am Zusammenfluß der Moldau und Elbe herrliche Trauben gediehen, bedeckte die Flanken der Sudeten ein unermesslicher Wald, in dem sich, an den Flußläufen emporsteigend, die Ansiedler immer höher einbohrten, um den ungeheuren Holzreichtum der Kultur des Flachlandes nutzbar zu machen. Professor Regell hat nachgewiesen, daß es Deutsche aus dem Westen waren, die diese Pionierarbeit künftgerecht durch Anlage von sogenannten Riesen und Kläusen verrichteten. Was Wunder, daß sie sich auf ebenen Rodestellen hoch oben Holzhütten bauten, um ihrem Arbeitsplatz nahe zu sein, daß sie sich um ihr Blockhaus eine Wiese zurecht machten, um ein paar milchgebende Tiere zu züchten und sich so aufs einfachste zu ernähren. Auf diese Weise — eine andere Entwicklung ist gar nicht denkbar — entstanden auf den Kämmen, die den oberen Lauf der Elbe und ihre Nebenbäche begleiten, jene zahlreichen Baudengruppen, die nach unten zu sich zu Dörfern zusammenschlossen, nach oben hin aber einzelne Vorposten ausstellten, die schließlich den Hauptkamm erreichten, ja diesen an einzelnen tieferen Stellen überschritten. Als dann auch vom Hirsch-

berger Tale aus von unten her die Siedlungen an den Bächen immer höher vordrangen, bis auf die Böschungstufe, die sich von Brüdenberg über Baberhäuser, Hain, Agnetendorf bis Schreiberhau hinzieht, da stellte sich das Bedürfnis eines Verkehrs über den Kamm hinweg ein, und so gewannen jene Dorfpöstenbauden, anfangs nur für Viehzucht und Waldarbeit bestimmt, allmählich den Charakter von Gaststätten, in denen Wanderer und Lastträger Erquickung und Schutz vor den Unbilden der Hochgebirgswitterung finden konnten. — In einem sehr fleißig gearbeiteten und sehr lezenswerten Buche „Das Riesengebirge im Winter“ (Breslau 1901) hat Berthold Lessenthin das, was er über die Geschichte der Riesengebirgsbauden erfahren konnte, zusammengestellt. Er berichtet, daß die Wiesenbaude die älteste war. Der ursprüngliche Bau, ein einfaches Blockhaus, brannte ab und wurde im Jahre 1625 durch einen größeren Bau auf steinernem Fundament ersetzt, der gegen Ende des Jahrhunderts von den Arbeitern an der Koppensapelle zum geselligen Verkehr benutzt wurde. Jetzt ist aus ihr eine ganze Gruppe von massiven Häusern geworden. Eine ähnliche Entwicklung hat die Hampelbaude auf der schlesischen Seite des Kammes genommen, deren embryonaler Vorläufer — eine Sennhütte — 1654 von einem gewissen Breiter errichtet worden sein soll. Wiesenbaude und Hampelbaude standen in inniger Beziehung zueinander, denn beide lagen an dem uralten Wege, der aus dem östlichen Tale des Hirschberger Kessels über den Koppensplan in das Tal der Aupa führte. Zu der Hampelbaude auf dem Ostflügel des Gebirges ist nun das richtige Gegenstück die Alte Schlesische Baude auf dem Westflügel, während der Wiesenbaude hier die große Rochlitzer Hofbaude entspricht. Solche Vergleiche ergeben sich fast von selbst, weil man die auch dem bloßen Auge auffällige Symmetrie im Bau des Riesengebirges bis in Einzelheiten nachweisen kann. Dort die Weiße Wiese, hier die Elbwiese, dort die drei Nischen der Seifengruben, des Kleinen und Großen Teichs, hier die drei Schneegruben, dort Melzer- und Riesengrund, hier Reifträgerloch und Mummelgrund, dort die Schneekoppe und hier — der Reifträger, denn dieser Gipsfeller würde der aus Glimmerschiefer bestehenden Koppe nicht viel an Höhe nachstehen, wenn man seine ehemalige, aus leicht zerbröckelndem Granit bestehende abgestumpfte Spitze zur ehemaligen Auftragung ergänzen könnte. Und wie quer über die östliche Hochebene des Gebirges, so führt auch ein alter Weg über die Alte Schlesische Baude und die Hofbaude, aus dem Tale des Zaden in das Jertal und weiter in das böhmische Land, während die alte Zollstraße natürlich die mittlere und zugleich tiefste Einsenkung des Kammes wählte, um den Zusammenfluß des Elbseifens und des Weizwassers, also den eigentlichen Elbstrom zu erreichen. Dieser Uebergang von Schreiberhau nach Rochlitz ist es, der unserer Alten Schlesischen Baude ihre große Bedeutung gegeben hat und zum Teil auch heute noch gibt. Freilich, als es nicht nur galt, auf dem Rücken von Trägern Waren von einem Lande ins andere zu befördern, sondern als die Menschen auf die Höhen stiegen, um ein großartige wilde Natur kennen zu lernen, da gewann solche Unterkunftsstätte immer größeren Wert. Das erhabene Schaustück der Schneegruben, die Hochfläche der Elbwiese mit ihrem steilen Absturz zum Elbgrunde, der vielbewunderte Elbfall lag ja in ihrer Nähe, und man konnte von ihr aus, sobald man erst den Kamm erklimmen hatte, nicht nur nach dem Jertal, sondern auch über die Goldhöhe des Krotonosch nach Spindelmühl und über die Kranichwiese ins Mummeltal gelangen. So war es wenigstens zu der Zeit, als der Kammweg vom Zadenfall bis zu den Schneegruben noch nicht bestand, und einen viel bequemeren, jetzt sogar fahrbaren, wenn auch weiteren Aufstieg zu den höchsten Gipfeln des westlichen Flügels ermöglichte. Lessenthin setzt die Gründung der Alten Schlesischen Baude durch einen gewissen Hollmann aus Krausebauden bei Spindelmühl in das Jahr 1770. Aber aus dem 1777 erschienenen Buche des Pastors Johann Tobias Volkmar aus Petersdorf „Reisen nach dem Riesengebirge“ läßt sich nachweisen, daß die Baude schon vor 1760 bestanden hat, denn die Reise, die in dem Buche beschrieben ist, fand schon in diesem Jahre statt, wie der Verfasser im ersten Satze seiner Vorrede ausdrücklich hervorhebt. Im Texte des Buches p. 48 schreibt Volkmar: „Ich stieg von den Elbquellen, in die darunter liegende Schreiberhauer Baude. Mit diesem Namen (Baude) benennt man hier die Wohnungen, die ganz einsam auf den hohen Gebirgen liegen, und in welchen sich die Bewohner allein von der Viehzucht nähren, welche in der Schweiz, Sennhütten genennet werden . . . Hier empfand

ich es, daß Niemand köstlicher speist, als ein Müder, und Niemand süßer schläft, als der des Tages Last und Hitze getragen hat . . . Meinen Tisch deckte geringe Landkost, und mein Lager war von Heu.“ — Und wer diesen Bericht aus dem Jahre 1760 liest, der hat die Empfindung, daß diese Baude dem guten Pastor gar keine neue Erscheinung mehr war, sondern daß er sie schon oft von den Bergen seines Dorfes an jedem klaren Tage auf ihrem hohen Standort hat liegen sehen. Daß der biedere, in philosophischen und theologischen Betrachtungen schwelgende Petersdorfer, später Breslauer Pastor Volkmar mit der Schreiberhauer Baude wirklich unsere Alte schlesische gemeint hat, geht nicht nur aus seiner Beschreibung der Örtlichkeit hervor, sondern wird auch von dem klassischen Darsteller des Gebirges, Hofer, (sein Buch erschien 1802—1804) bestätigt, der neben diesem Namen noch mehrere andere: Schlesische, Hollmanns-, Jesaias- und Elias-Baude anführt. Alte schlesische Baude konnte sie natürlich erst genannt werden, als die Neue schlesische Baude entstanden war, was nach Lessenthin 1787 geschehen sein soll, während die Woskefer-Baude nach demselben Gewährsmann 1790 gegründet wurde. Merkwürdig ist, daß Hofer die Neue schlesische Baude noch gar nicht kannte, während er von der Woskefer-Baude, die damals die Neue böhmische oder Stanzistauer-Baude hieß, sagt, daß sie vor etwa 16 Jahren, also spätestens 1786 als Sommerbaude errichtet wurde. Wir sehen, daß der Westflügel des Gebirges viel später mit Gastbauden besiedelt wurde, als der Ostflügel. Das hat seinen guten Grund. Mußte nicht der erhabene Kegel der Schneekoppe, so weit er in Schlesien und Böhmen sichtbar war, die Menschen anlocken, diesen höchsten Punkt der Sudeten zu erklimmen? Und als nun gar Freiherr Christoph Leopold von Schaffgotsch in den Jahren 1665 bis 1681 die Kapelle auf der Koppe erbaute, und diese das Ziel von Wallfahrern wurde, da war der kräftigste Anstoß zur Entwicklung von Herbergen in dieser Gegend gegeben. Der tiefreligiöse Zug, der damals nach dem dreißigjährigen Kriege durch die Gemüter der Menschen ging, drängte sich auch in ihre Naturbetrachtung. Als aber dann im 18. Jahrhunderte die Naturwissenschaften die Köpfe erhellten, als Rousseaus glänzende Naturschilderungen alle Gebildeten erregten, da suchte man mit andern Gesinnungen und Gefühlen die großen Scenerien unserer Gebirge auf; und gerade gegen Ende jenes Säkulums ergriff auch bei uns die Menschen ein Trieb, die „Alpen“ der Heimat kennen zu lernen. Der Westflügel des Riesengebirges war damals noch Neuland und Volkmar bekam bald eine Menge Nachfolger, die sich von einem gewissen Schuster Seidler aus Schreiberhau zu den Elbquellen führen ließen und dann ihre Erlebnisse in der durch Lessing und Goethe gefügiger gemachten deutschen Sprache zum Druck beförderten. Viele dieser Schriftsteller entwerfen ein farbenreiches anmutendes Bild von unser Baude so der Prof. Ahmann aus Wittenberg, der hier 1788 mit dem bekannten Bildhauer Sigismund Kahl aus Steinseifen zusammentraf, und das Haus nicht nur sehr ausführlich schilderte, sondern uns auch einen Kupferstich nach seiner eignen Zeichnung von dem damaligen Zustande des Gebäudes hinterlassen hat. Freilich trägt diese Zeichnung alle Merkmale des blutigen Dilettantismus an sich, daneben auch den Stempel der Wahrheit. Danach bildete die Baude ein langgestrecktes Blockhaus mit einer von 15 Säulen getragenen, nach dem Tale zu gerichteten Vorhalle. Der rechtsgelegene Teil mit drei Türen diente der Landwirtschaft, der andere mit kleinen Fenstern versehen, zur Wohnung. Über die Bewohner schreibt Ahmann: „Bey meinem Eintritt fand ich auf einmal neun weibliche Geschöpfe, die mir alle Stufen des Alters, von der Matrone bis zum Kinde von einem Jahre, darstellten. Die beyden kleinsten, wo das Ältere ohngefähr von fünf Jahren seyn mochte, ließen auch hier fast ganz unbekleidet herum, wie ich in der Folge in allen Bauten fand, daß sie ihre Kinder häufig bis zum achten und neunten Jahre so laufen lassen . . . Die älteste unter den Frauen dieser Hirtengesellschaft, war eine verwitwete Hallmann, die Führerin der ganzen Haushaltung . . . ein gutes Weib, aber mit einer ausgezeichneten mißmutigen Miene . . . Im siebenjährigen Kriege war sie mit Überfällen und Plünderungen, die sogar hierher ihren Weg fanden (?), mehrmals erschreckt worden. Davon trug sie in einem steten Zittern ihres Körpers und in ihren äußerst furchtsamen Gemüthe unvergängliche Spuren. Desto weniger war nur irgend so etwas bei ihren drey Töchtern zu finden. Ein natürliches, sorgloses Betragen, ein unbefangener fröhlicher Sinn fehlt ihnen ebenjowenig, als eine gefallende Miene und ein freyer guter Wuchs. Von

den beiden Hirten und noch einigen jungen Böhmen, die zum Grasmähen hier waren, gilt das nämliche." In den Gesichtern der weiblichen Wesen findet Aßmann immer etwas „Charakteristisches hineingelegt durch die liebevolle Andacht, womit die katholisch erzogenen frühzeitig gewohnt sind, auf ihre Heiligen hinzublicken." Ganz eingehend spricht sich dann der Verfasser über die landwirtschaftliche Beschäftigung der Baubenbewohner aus, besonders über die Bereitung von Butter und Käse, Erzeugnisse, die hauptsächlich ins Warmbrunner Kloster geliefert wurden. Man hört fast Rousseau sprechen, wenn es schließlich heißt: „Wie leicht, wie unbeschreiblich leicht und froh fühlte ich mich immer, wenn ich oft so tief abgesondert in irgend einem Winkel des Gebirges, im Kreise einer solchen Familie lebte, und alles mit ihnen teilte, als wäre ich ein täglicher Gefährte ihrer Freuden, sowie ihrer Mühseligkeiten" . . . usw. Im Jahre 1791, also ein Jahr nachdem Goethe in Warmbrunn war und die Schneetoppe bestiegen hatte, hat der Oberkonsistorialrat Zöllner aus Berlin, wie sein zweibändiges Buch „Briefe über Schlesien usw." bezeugt, das Riesengebirge und auch die Alte schlesische Baude besucht. Er rühmt den vortrefflichen Kräutergarten, die friische Butter und die fette Milch, die er hier bekam, vor allem aber die Reinlichkeit der Wände, der Tische, Bänke, der hölzernen Teller und selbst des Fußbodens. Und er wundert sich über die mit der Heuernte beschäftigten böhmischen Arbeiter, die im Gegensatz zu den einheimischen durchweg blonden Gebirglern, alle schwarze Haare haben, aber noch mehr über die Antwort der Wirtin, als er seine Zechen begleichen will: „Herr, er kann geben, was er will." Es wäre nun sehr verlockend, auch aus einem 1799 bei Johann Friedrich Korn dem älteren, in Breslau erschienenen Buche „Meine Reise im deutschen Vaterlande", eines anonymen Sachsen, den ganzen Absatz über die schlesische Baude auszusprechen, denn er zeichnet sich durch beneidenswerte Frische, Anschaulichkeit und Humor aus, aber die Rücksicht auf den Raum gestattet nur höchstens einige Kostproben zu geben. Die Reise hat jedenfalls 1796 stattgefunden. „Wir treten ins Haus. Da saß die Mutter mit ihren Kindern, Knaben und Mädchen durcheinander. Jedes hatte, so schien es, seinen Geburtstag ein Jahr später, als das andere, alle frisch und munter, an der Zahl sieben bis acht. Freundschaftliche Gesichter empfingen uns; wir nahmen Platz auf der Bank am weißgewaschenen Tische, erquideten uns durch Wärme und Speise. Man gab uns, was man hatte, das Beste der Hütte, gutes Brod, wohlgeschmeckende Milch, Butter und Käse. Indes scherzten die Kleinen um uns her. . . . Der Großvater hatte die Baude angelegt; durch Erbschaft kam sie auf den jetzigen Besitzer. Elf Kühe und etwa eben so viele Ziegen ernährten die ganze Familie, darum wird dies Vieh auch gut gehalten. Die Fütterung des Viehes macht wenig Mühe, sie wird von den Kindern verrichtet. . . . Betten sind hier nicht mode, nur Vater und Mutter haben eins; die andern schlafen, wo Platz ist, vorzüglich auf dem hintern Teil der Matzime, womit man hier die Stuben heizt. (Bädfen.) Da herunter stiegen, ich weiß nicht mehr, wie viele böhmische Wanderer. Ich sah einige von den Leuten an das Fenster gehen, es öffnen, und, mit dem Gesichte gen Himmel gewendet, beten." . . . „Nun erschienen die Kleinen, die, von mir unentdeckt hier und dort geruht hatten. Diese Naturkinder tragen das Bett den ganzen Tag mit sich am Leibe umher, und sie machen sich's hin, wo Platz ist. Ein einziges Röschchen wird vom Leibe geschüttelt und dient zum Kopfstützen; die harte Holzbank macht das Unterbett, Haut und Hemd die Decke. . . . Himmel, wie wenig braucht der Mensch, wenn man ihn nur zu Wenigem gewöhnt!" — Diese wenigen Proben, die leicht aus anderen Schriften vermehrt werden könnten, werden ja genügen, der rückschauenden Pantomime des Wanderers die nunmehr verwüstete Gaststätte in einem verklärenden Licht erscheinen zu lassen. Dagegen sehe ich mich leider genötigt, die vielleicht durch ein Mißverständnis Adalbert Hoffmanns im „Wanderer" vom 1. Juli 1898 entstandene und von Lessenthin in seinem Buche und noch in diesen Tagen weiterverbreitete Fabel zu widerlegen, Theodor Körner habe auf seiner Riesengebirgsreise im August 1809 die Alte schlesische Baude besucht, dort ein besonderes Wohlgefallen an der oben geschilderten, inzwischen zur 22jährigen Jungfrau erblühten Veronika Hallmann gefunden und sie zum Gegenstand eines idyllischen Gedichtes „Eduard und Veronika" machen wollen. — Aus dem Reisetagebuch Körners geht allerdings hervor, daß er den Plan zu einem solchen Gedichte bereits auf der Wanderung im Kopfe ausgearbeitet hatte, und es liegen schon 190 Hexameter des ersten

und 90 des zweiten der zwölf Gefänge vollendet vor, aber in dem Entwurf wird als Schauplatz des Epos zweimal ausdrücklich die Neue schlesische Baude angegeben, die seit dem Jahre 1787 bestand. Der Dichter hat über seinen Ausflug außerdem in einem Briefe an seine Eltern berichtet: „ . . . Am Donners- tag (17. August 1809) besuchten wir (von Schreiberhau aus) den Zadenfall, er ist wunderschön, und stiegen dann über die Neue schlesische Baude zum Elbbrunnen, wo wir still und feierlich Eure Gesundheit tranken. Wir wanderten von hier zum Pantschefall und zu dem majestätischen Elbfall. Von hier gingen wir über die Schneegruben nach der Kleinen Sturmhaube und über den Spitzberg (Veilschenpizze) zurück. Der herrliche Blick von dieser Höhe nach Schlesien, Sachsen und Böhmen versetzte uns in die herrlichste Stimmung." Somit ist es durch nichts erwiesen, daß der damals 18jährige Dichter jemals die Alte schlesische Baude betreten hat. — Nun ist die Stätte, an die sich all diese Erinnerungen und Streiffragen knüpfen, für immer zerstört, und der Wanderer findet auf dem Riesengebirgsstamme keine Baude mehr, die auch nur ein schwaches Bild von dem früheren Zustande dieser alten Gaststätte geben könnte. Sie sind jetzt alle „Hotels" geworden und rühmen sich dessen. Wer sich aber gern in die Zeiten seiner Groß- und Urgroßväter versetzt und bestätigt sehen will, was sie uns so hübsch von den ehemaligen Blochhäusern auf den Bergen und ihrem Hausat erzählen, der mag jetzt im Riesengebirgsmuseum zu Hirschberg das „Bauernhaus" von außen und innen betrachten. Da ist das Alte in echten Beständen zu einem harmonischen, der ehemaligen Wirklichkeit getreu entsprechenden Gebilde zusammengefaßt worden und soll noch unseren späten Entfeln zeigen, wie sich aus gegebenen Bedingungen und Bedürfnissen heraus ohne wefensfremde Einflüsse der Mensch sein Heim in einer Weise entwickelt hat, die uns Moderne mit ästhetischem Behagen erfüllt. Möchte wenigstens ein Abglanz von diesem alten Baudencharakter zur Geltung kommen, wenn die „Alte" schlesische Baude neu aus der Asche sich erhebt!

(„Schles. Ztg.")

Geheimrat Dr. Neumann (Breslau): **Streifzüge durch die Grafschaft Glatz.** Variatio delectat! Diesem Grundsatz folgend bin ich heuer meiner alten Liebe, dem Riesengebirge, untreu geworden und freue mich „konstatieren" zu können, daß der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift mir diesen Seitensprung nicht verübelt, sondern mir auch als „Wanderer in der Grafschaft" ein Plätzchen in seinem „Wanderer im Riesengebirge" eingeräumt hat. Landed, wohin ich zunächst meine Schritte lenkte, ist von jeher das beliebteste Damenbad Schlesiens gewesen, und in der verfloffenen Saison überwog natürlich die holde Weiblichkeit noch mehr als sonst. Auch auf den für einen Badeort wichtigsten Stationen, nämlich im Postbestellendienst und in der Apotheke, gab es Damen. Don früh bis spät sah man die beiden Botinnen Stephans auf leichten Sohlen von einem Ende des weitläufigen Orts nach dem anderen huschen. Entsprechend dem femininen Einschlag von Landed ist die Luft eine „weiche". Ich persönlich ziehe die Höhenluft vor. Doch das ist ja Geschmackssache, und über den Geschmack soll man bekanntlich nicht streiten. Ich finde es deshalb durchaus begreiflich, daß auch die „weiche" Luft so zahlreiche Anhänger besitzt, denn kein Bad Schlesiens zählt so viele Stammgäste wie Landed. Die Wege um Landed sind nicht durchweg die besten. Es sei hier insbesondere auf den sehr steinigen Weg zum Schollenstein hingewiesen. Man kann hier nicht einmal sagen „Ende gut, alles gut", denn der Anstieg zum Aussichtspunkte und der Abstieg von demselben sind namentlich nach starken Regengüssen geradezu lebensgefährlich. Die Lektüre der Holsteischen „Dierzig Jahre" verlockte mich zu einem Abstecher nach Grafenort. Der sehr ausgedehnte Park, in dessen Seufzerallee einst Schlesiens volkstümlichster Dichter an der Seite seiner holden Luise bei Mondenschein lustwandelte, ist arg vernachlässigt. Beim Durchschreiten des Parkes waren einige Schwäne die einzigen lebenden Wesen, denen ich begegnete. Kein Denkmal erhebt sich in jenem Parke zu Ehren der Schauspielerei, die einst den Ruhm der Grafenorter Bühne des Grafen Herberstein begründet haben. Nur der „alten guten Hundin Widel" ist ein solches Monument gewidmet. Den Mimen pflichtet eben die Nachwelt keine Kränze. Das imposante Schloß mit den prächtigen Loggien, der bedeutendste Schloßbau des 16. Jahrhunderts, dessen Besitzer zur Zeit im Felde steht, ist auch in Friedenszeiten unbewohnt. Sic transit gloria mundi! K u d o w a

ist wohl das an landschaftlichen Reizen ärmste, aber eleganteste Bad der Grafschaft. Auch das im Zentrum des Verkehrs, dem Kurhotel Fürstenhof, belegen unter der Leitung des in Schlesien so populären Papa Will stehende Theater bietet mehr an Eleganz, als es sonst in Nicht-Weltbädern der Galt zu sein pflegt. Für Freitag, den 13. August 1915 war ein fröhlicher bunter Abend unter der Devise „Mal was anderes“ angelegt, und da wir alle Sehnsucht nach „mal was anderem“ haben, so war Thaliens Tempel dicht gefüllt. Besonderen Beifall erregte die von Will vorgetragene „Schlemmende Slunder“, welche sich von den Labungen der durch unsere Unterseeboote zum Sinken gebrachten Schiffe einen schönen Grog braut. Da werden sich die Slundern wieder einmal gewundert haben! Nach Wölfsgrund mit Gepäck zu gelangen, war in der Hochsaison nicht so ganz einfach. Zwar geht dorthin die Post von Ebersbach zweimal am Tage; diese war aber stets überfüllt, und es entstand gewöhnlich ein Kampf um die Plätze. Gespanne aber sind sehr rar, denn es gibt nur wenige Pferde und diese mußten meistens für die Ernte benutzt werden. Ist man aber auf die eine oder andere Weise glücklich nach dem romantischsten Punkte der Grafschaft gelangt, so sieht man sofort, daß die Damen hier noch mehr vorherrschen als in Landed. Beim Eintritt in den Speisesaal des Hotels „zur guten Laune“ bemerkte ich einen jungen Mann, der dem seligen Paris noch bedeutend über war, denn er war von nicht weniger als sechs Grazien umringt. Da aber die Unterhaltungsgabe des jungen Mannes diesem halben Dutzend Damen auf die Dauer nicht standhalten konnte, so sondernten sich schließlich zwei der Damen ab und spielten „Dame“. Also noch mehr Damen! Am nächsten Morgen wurde ich in aller Herrgottsfrühe durch griechische Laute aus süßem Schlummer geweckt. Da „Griechisch“ zur Zeit sehr aktuell ist, so horchte ich hoch auf und vernahm, wie jemand im Nebenzimmer auf Kommando eines andern das Zeitwort, welches auf griechisch „erziehen“ bedeutet, konjugierte. Ich dachte sofort an den Spruch des Mäander, den Goethe als Motto vor den ersten Teil seiner Selbstbiographie gestellt hat und der auf deutsch übersetzt lautet: „Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen.“ Da ich Jurist bin, so kam ich unter Anwendung des „argumentum a contrario“ zu dem Schlusse, daß es sich hier um einen sehr wohlgezogenen jungen Mann handeln müsse. Es erscheint in der Tat ganz praktisch, noch umfassen von der mollen Bettwärme, bei völlig ausgeruhtem Geiste, mit solchen Exercitien, wie den geschilderten, zu beginnen. Ob man aber zu diesem Zwecke gerade nach Wölfsgrund reisen muß? Das „Hotel zur guten Laune“ ist schon deshalb warm zu empfehlen, weil der Wirt, wie er uns versicherte, seine Gäste nach ihrer Individualität zu behandeln pflegt. Diese individuelle Behandlung kam mir sehr zu statten. Die geehrten Leser kennen gewiß das Hennebergische Bild „Die Jagd nach dem Glück“. Wie hier der Reiter dem Glück nachjagt, so jagte ich seit Jahr und Tag einer „Kalbschale mit warmem Salat“ nach, ohne sie je erlangen zu können. Denn entweder war das Gericht auf dem Speisetisch bereits gestrichen oder es war, um mich grundbuchmäßig auszudrücken, doch bereits lösungsreif, also zwar noch nicht gelöst, aber doch nicht zu haben, was eigentlich noch ärgerlicher ist. Im „Hotel zur guten Laune“ aber gelang es mir endlich, eine solche Portion zu erwischen. Und was für eine Portion! Um es kurz zu sagen: sie war ungeheuer. Aber trotz ihrer Größe habe ich sie gut vertragen. Denn was trägt man nicht alles, wenn man sich in der „guten Laune“ befindet. Aber, was ich auch in der besten Laune nicht vertragen kann, ist, wenn man sozusagen „leeres Stroh drischt“. Neulich entspann sich nämlich an meinem Stammtische ein lebhafter Streit darüber, ob dem Riesener oder dem Glasergebirge die Krone gebühre. Ich suchte diesen Streit dadurch zu schlichten, daß ich auf den Ausspruch Goethes hinwies, „der, als er davon hörte, man zerbreche sich in Deutschland den Kopf darüber, ob er oder Schiller der Größere sei, bemerkte: „Möchten doch die Deutschen diesen Streit lassen und sich darüber freuen, daß sie zwei solche Kerle besitzen.“ Und so sage auch ich: Möchten sich doch die Schlesier freuen, daß sie zwei solche Perlen ihr eigen nennen können und nicht darüber hadern, welche dieser Perlen die kostbarere ist. Denn — und darin werden die geehrten Leser gewiß mit mir übereinstimmen — es gibt schon ohnedies genug des Haders in der Welt.

Wilhelm Hannich (Friedrichswalde b. Gablonz):
Geologisches aus dem Isergebirge. Die Bodenausschlüsse der

letzten Jahre haben einige recht interessante Bildungen zutage gefördert. Schon die verschiedenen Strukturen im Granit, die grob- und feinkörnige Ausscheidung weisen auf die abweichende Verteilung der Masse hin. Eine seltene Ausscheidung im Granit sind die Dendriten. Es handelt sich hier um keine echten Pflanzenversteinerungen, sondern nur um Ausscheidungen aufgelöster Mineralien. Das sind feine bis dichte, gewöhnlich verborgene (crypto-) kristalline Pflanzen oder baumförmig sich verästelnde Anflüge und Häute auf einer sehr feinen Kluftfläche, die sich sehr zierlich gestalten und oft in überraschender Weise organische Formen nachahmen. In früheren Zeiten wurden sie manchmal für wirkliche Versteinerungen gehalten. Diese Dendriten entstehen durch Einwirkung von Mineralösungen zwischen die äußerst feinen Klüfte. Aus Eisenlösungen bilden sich braune Dendriten von Eisenhyperoxyd, aus Manganlösungen schwarze von Manganhypoxid. Bei genauerer Betrachtung lassen sich auch die Zuführungsfanäle gut verfolgen. Diese Gebilde sind gegenwärtig in einem Steinbruche in Ruppertsdorf bei Reichenberg recht schön zu sehen. Es liegt im nördlichen Teile von Ruppertsdorf, oberhalb des Wallfahrtsortes „beim Bilde“ am Waldrande und etwa 200 Schritte rechts vom Wege, der nach Katarinberg führt. Von Ruppertsdorf führt auch ein besonderer Weg hin. Es ist der mittlere Bruch, vor dem sich das Schotterwert befindet. Der Granit ist dort an einzelnen Stellen frisch, an anderen angewittert und alle Wände sind mit ganz ausgeprägten Dendriten wie mit natürlichen Pflanzen austapeziert. Sie kommen hier in besonderer Schönheit vor und der ganze Steinbruch gleicht einem ausgemalten Zimmer. Der Steinbruch rechts daneben hat diese Bildungen schon nicht mehr. Er führt einen mehr bläulichen Granit und ist erst wenig abgebaut. Links davon befindet sich ein neu aufgedeckter Bruch. Der Granit ist wieder abwechselnd angewittert und fest. Ein schmaler Streifen weist eine besonders grobkörnige Ausscheidung auf, bis faustgroße Stübe Feldspäthe, Rauchquarz und 25 quadratzentimeter große Biotitglimmerplatten. Diese grobkörnige Ausscheidung findet sich auch noch in einem anderen Bruche, der weiter oben am Berge liegt. Von dort geht sie über den hohen Berg bei Ruppertsdorf und findet sich auf der anderen Seite gegen Rudolfstal in halbverwitterten Trümmern. Außerdem kommt sie noch in Brüchen am hohen Kamm Friedrichswald und Gränzendorf vor. Hier findet sie sich in einem ganz feinkörnigen, sehr festen Granit von porphyrtartiger Struktur, der wegen seiner Festigkeit zu Pflastersteinen verwendet wird. Obwohl er durch Zerreiben in einzelne Blöcke getrennt ist, die über- und durcheinander lagern, läßt sich hier ein Schichtsystem von der grobkörnigen Ausscheidung, das etwa 30 Zentimeter stark ist, deutlich verfolgen. Auch die Verwitterung des Granits zeigt zuweilen beachtenswerte Bildungen. In normaler Weise lösen sich zuerst die Feldspäthe, wodurch das Gestein brüchig wird und zu Grus zerfällt. Zur gleichen Zeit löst sich auch ein Teil des Biotits, die Eisenausscheidung dringt durch die zerklüftete Masse und färbt sie braun. Nun treten aber oft andere Säuren aus dem Boden hinzu, die dem Gestein ein sehr buntes, fremdartiges Aussehen geben. In einem Bruche am Ende der Tal Sperre bei Reichenberg waren die Feldspäthe intensiv rot gefärbt. Der Granit, der aus dem Stollen beim Bau der Tal Sperre in Grünwald bei Gablonz gegraben wurde, befindet sich ebenfalls in angewittertem Zustande. Der Orthoklas ist rot, der Oligoklas grün gefärbt. In einer Sandgrube an der Grenze zwischen Friedrichswald und Gränzendorf zeigte der Orthoklas und der Glimmer eine hochrote Farbe, der Oligoklas war tief gelb. Das Gestein war sehr stark verwittert. Alle diese Gebilde zeigen dem aufmerksamen Naturbeobachter, wie verschieden die Natur an ein und derselben Scholle an den einzelnen Stellen mit unterschiedlichen Mitteln arbeitet und die Stoffe, die sie bereits geformt und aufgestapelt hatte, wieder auflöst und neuen Organen zuführt. Ewig entstehend, ewig vergehend!

Dr. Rosen berg, Professor (Hirschberg): Vom Gebirge. Jetzt, wo wir genaue Kunde wünschen von dem monte Piano, dem Lowtschen, Douaumont, wo die „Höhen“ von so gewaltiger Bedeutung für die Kriegführung sind, denkt wohl mancher der alten Leser unserer Blätter — die jungen haben Besseres zu tun, als zu denken: sie haben zum Heile von uns allen: Haben nicht auch wir Höhen, die in der Geschichte eine Rolle gespielt haben? Ja, auch unsere Schneefoppe sah einst eine „Bataille“, auch unser Lowtschen sah Kämpfer die für damalige Wanderer so schwierige Schneefoppe ersteigen. Es war 1787,

„wo die kaiserlichen Truppen ein Koppenfeuer angezündet hatten, wo am folgenden Tage eine k. k. Husarenpatrouille diese erstaunenswerte Höhe rekonnozierte. Drei Stunden wurden erforderlich, ehe sie den Gipfel erreichten, worauf sie den noch daseienden Feind mit der größten Bravour angriff und diese außerordentliche Höhe bei denen Gebirgsbewohnern auf immer denkwürdig machte (1 Toter).“ Aber die Erinnerung daran ist geschwunden, auch von dem Lager der Ranzionierten in den „Schwarzen“ Bergen bei Schreiberhau wissen nicht mehr viele — das sind alles Dinge, die man zu Zeiten ausgraben muß, damit sie wie ein Flor den Wanderer umhüllen. — So einer der ausgrub, war auch Prof. Dr. Otto Zacharias, ein Gelehrter, dessen Name nicht bloß jetzt, wo er 70 Jahre alt geworden, sondern auch sonst oft genannt wurde, der trotz seines Wohnens an der schönen Seeküste Holsteins noch immer unseren Bergen treu geblieben ist, der vom Strande der Ostsee nur zu gern auf die Höhe des Riesengebirges zog, wo man ihn mit seiner Gattin, der treuen Genossin der Wanderschaften und Studien, noch jetzt oft treffen kann. Einst fischte er den Strudelwurm (monotus relicus) auf in den Teichen, womit er damals große Wellen der Heiterkeit erregte, womit er aber auch, wie mit der Zergliederung kleinster Lebewesen, mit seinen „gelösten und ungelösten Problemen“, seinen späteren Ruhm und seine krönende Laufbahn zum Leiter einer biologischen Station begründete. Das war damals (1884), wo Kraus dichtete: Gelehrte finden Gletschermuren, Ein selten Erz, ein Seerelikt, Druidensteine, Götterspuren, Selbst Rückzahl wird noch erblickt.“ Das war damals, wo den Verein noch das Frührot umglänzte und seine Führer noch in strahlender Jugend echte Lieder beim Anblick unserer Schönheiten fanden, wie jenes mir unvergeßliche unseres Dr. Baer über den Pantischeffall: „So ist des Dichters Seele, In dieses Lebens Lauf Mit Tugend und mit Sehle Nimmt sie die Dinge auf. Dann, wenn im Sieb der Wahrheit Sie ab die Schlacken scheid, Entspringt in voller Wahrheit, Aus ihrem Schoß das Lied.“ Es war damals, wo wir noch, wenn wir uns an köstlichen Pfingsttagen wieder zusammenfanden, Feste feierten mit Gesang, Wein und Weib, wo die Mufen der Töne und der Dichtung vom Himmel stiegen, um uns durch den Mund lebenswürdiger Dichter in eine Stimmung zu versetzen, die bei Naturfreunden der Jahreszeit entsprach und den Idealen, denen wir nachjagen. Jetzt kommen wir zu einer Tagung zusammen, den holden Mufen ist der Eintritt versagt, — ein schwerer Krieg liegt lähmend auf uns — es scheint vielen freudlos, wo so viele Blüten vom deutschen Baum fielen, sich lauter Freude hinzugeben — und doch, wir sind ja Sieger in diesem blutigen Ringen gegen eine Welt, unsere Deutschen haben den Beweis geliefert, daß sie nicht bloß dichten, schwärmen, jubeln können, daß das deutsche Mark noch nicht im Wohlleben zugrunde gegangen ist. Ist aber erst ein würdiger Friede bei uns eingezogen, dann wollen wir wieder unsere Berge mit Jubel begrüßen, mit ganzer Kraft die montes ideales aufsuchen, von denen O. E. Meyer, der jetzt auch die Muskete trägt, nachdem er bisher das Geistesgeschwert mannhaft geschwungen, so schön sagt, nachdem er alle anderen „weißen“ Berge beschrieben hat: „Unter allen Gipfeln leuchtet einer in meine Träume. Seine reine Kuppel strahlt wie ein Märchenland, das nur unsere Sehnsucht geschaut. Sind nicht die Berge wie Burgen mit verschlossenen Toren, hinter denen das bunte Abenteuer wohnt? Wir reißen sie auf mit stürmischer Hand, um eine Erfüllung zu finden, die mit all ihrer Heiligkeit doch klein und vergänglich ist vor dem Königsstuhl von Sehnsucht und Traum. Von manchem Gipfel der Alpen trug ich das Glück des Erlebens hinab. Doch einer leuchtet vor allen in meine Träume hinein. Nie hat mein Fuß ihn betreten. Seine reine Kuppel strahlt wie das Land, in das nur die Sehnsucht die Wege weist.“

Abstieg im Hochgebirge. Vermißt wird der Jäger Wilhelm Ehrhardt vom Ersatz-Bataillon Hirschberg, 22 Jahre alt. Er wollte über Giersdorf und die Schlingelbaude nach der Schneekoppe wandern und ist seitdem nicht mehr zurückgekehrt oder sonst gesehen worden. Es ist möglich, daß er irgendwo abgestürzt ist. Die ausgesandte Patrouille des Jägerbataillons ist ohne Ergebnis zurückgekehrt. — Ehrhardt ist von Beruf Gärtner, 1,70 Meter groß, hat dunkles Haar, kleinen Schnurrbart und im Oberkiefer nur einen Zahn.

Kurt Delbrück: „Frau Heiterlich und Tante Minchen“. Familienroman aus dem Geschäftsleben der Gegenwart voll Ernst und Humor von Kurt Delbrück. Preis in gezeichnetem Einbände M. 5.—. Halle (Saale) 1915. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse). Die Hand-

lung des Buches führt mitten in das abwechslungsreiche Leben der Gegenwart hinein. Alle in ihm so anschaulich geschilderten Personen sind der Wirklichkeit entnommen und gewinnen in ihrem Wirken, in ihren Herzenskämpfen des Lesers warme Teilnahme. Wieviel Gesundheit und Fröhlichkeit atmet uns aus den Schicksalen der Familie Brinkmann entgegen, des armen Musikers, seiner schönen talentvollen Tochter Emma und der hilfreichen Tante Minchen. — Frau Heiterlich, nach der das Buch seinen Namen führt, vertritt den Standpunkt der Wirklichkeit gegenüber dem schwärmerischen Idealismus. Sie ist eine köstliche Figur, aus dem Leben gegriffen, ohne Übertreibung mit Humor geschildert. Das Herz wird warm! Wie sie, die reiche hübsche Fabrikantenwitwe, deren Herz besser ist als ihre Musik, den armen verwitweten Komponisten Brinkmann heiratet und ihm zur Erfüllung seines Lebenswunsches zur Aufführung seiner Oper verhilft, ist prächtig geschildert, wahrhaft künstlerisch in seinem Realismus, ohne ein Sichverlieren in das Kleinliche. Frisch und anziehend wirkt das Buch durch seine in unserer Zeit so nötige starke Lebensbejahung in Erfüllung der Liebe und wahrer Freundschaft. Es ist ein Buch voll Kraft und Reinheit.

(Im Nachstehenden gibt der Unterzeichnete, der hier geboren ist und seit mehr als 30 Jahren unser schönes, heimatisches Gelände wiederholt nach allen Richtungen durchwandert, daher ein genauer Kenner des Jergebirges und seiner Vorberge ist, eine Reihe der schönsten und lohnendsten Wanderungen im Jse gebirge bekannt.

Wilh. Crüger, Lehrer u. Kantor in Wingendorf.)

Tages- und Serienwanderungen während der Kriegszeit im Jergebirge und seinen Vorbergen. Jetzt zu Beginn der Schulferien und während der Kriegszeit, in der größere Reisen mancherlei Unbequemlichkeiten bringen und auch größere Ausgaben der Teuerung wegen möglichst unterbleiben müssen, bietet unser herrliches Jergebirge und seine Vorberge eine Reihe von schönen, zum großen Teile noch unbekannten Wanderungen, die sich bequem in einem Tage und bei Mitnahme von Mundvorräten mit nur geringen Ausgaben ausführen lassen. Da aber bei diesen Wanderungen wiederholt die österreichische Grenze überschritten werden muß, ist es durchaus notwendig, daß sich jeder Wanderer bei seiner Ortspolizeibehörde einen kostenlosen Ausweis mit kurzer Personalbeschreibung ausfertigen läßt. Ein Paß ist bei solchen Tages- und Serienwanderungen (wie mir erst gestern Sonnabend Grenz- und Zollbeamte versicherten) durchaus nicht notwendig. (? Die Schriftleitung.) Solche besonders an Naturschönheiten reiche Wanderungen sind: 1. Bahnhof Glinberg, Kurhaus, Steinbadthal, Germaniahöhe, Neue Jherbaude, Kammwanderung, Viktoriahöhe, Heufuder, Schneeloch, Tafelfichte 1122 m, Abstieg, Görlitzer Platz, Wolfs-Steg, Kaiser Joseph-Quelle, Kaiser Wilhelm-Turm, Bahnhof Meßfersdorf, insgesamt 7 Stunden. — 2. Bahnhof Glinberg, Kurhaus, Waldesbaum, Kaiser Friedrich-Höhe, Bad Schwarzbach, Dreßlerberg, Ober-Grenzdorf, Kaiser Joseph-Quelle, Kaiser Wilhelm-Turm, Dittersbädel, Deutsches Turnerheim und Bahnhof Heinersdorf a. T. nur 5 Stunden. 3. Bahnhof Meßfersdorf, Wigandsthal, Bergsteg, Trauersteg, Hubertusbaude, Ober-Weisbachthal, Haindorf mit sehenswerter Klosterruine, Bad Lieberda mit ganz neuem Kurhaufe, Lusdorf, Neustadt, Kaiser Joseph-Quelle, Bahnhof Meßfersdorf; 8 Stunden. 4. Bahnhof Rabishau, Mühlendorf, Giehren, Regensberg, Kesselschloßbaude, Geiersteine, Bahnhof Glinberg; nur 4 Stunden. 5. Bahnhof Marklissa, Queistalperre, neu restaurierte Burg Tschocha, Rengersdorf, Reidsburg, durchs Queistal nach Goldentraum, Sintenmühle, Neu-Warnsdorf, Kienberg, Stadt und Bahnhof Greiffenberg, auch umgekehrt; 5 Stunden. 6. Bahnhof Greiffenberg, Burg Ruine Greiffenstein, Mühlseifen, Goldene Aussicht in Birngrück und Bahnhof Rabishau; 4 Stunden. 7. Bahnhof Marklissa, Zangenberg, Stadtwald, Haselschenke, Ober-Rengersdorf, Riedsteine, Gebhardsdorf, Bahnhof Friedeberg a. Qu.; 4 Stunden. 8. Bahnhof Lauban, Wingendorf, Hermessteg, weiß-rot markiert, Hainhäuser, Queistalperre, Burg Tschocha, Stadtwald und Bahnhof Marklissa; 5 Stunden. 9. Bahnhof Lauban, Laubaner Steinberg mit wundervoller Fernsicht nach dem Gebirge, Laubaner Hochwald, Kolonie Waldeck, Gerlachsheim, Ginzelschenke, Wachberg, Knappberg, Bahnhof Marklissa; 7 Stunden. 10. Bahnhof Marklissa, Queistalperre, Stadtwald, Schwerta, Dobischütz-Wald, Bahnhof Heinersdorf a. T. 4 Stunden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg.